



Die Mutter am Leseband

Meine Mutter wurde als letztes von zwölf Kindern einem Siegerländer Bergmann geboren. Das Haus, das er besaß, war für die große Familie viel zu klein. Und als er dann starb, - meine Mutter war gerade zwei Jahre alt, - war alles noch viel kleiner. Nur die Not war größer.

Sie wuchs mit den Kindern. Vierzehn Jahre alt war meine Mutter, als sie morgens schon früh hinauszog hoch oben hin, wo ein schlanker Förderturm in den Himmel stieß. Dort gab es auch Arbeit für junge Mädchen, eine rauhe und herzlose Arbeit zwar, aber immerhin eine, die Geld brachte. So also stand meine Mutter als junges Kind Tag für Tag unter rußenden Röstöfen im beißenden Schwefeldampf und war abends schwarz und heiser und doch wohl stolz jedesmal, wenn sie daheim den kargen Lohn auf den Tisch zählen konnte.

Das ging viele Jahre so. Aber die Not blieb immer noch. Und meine Mutter hatte große Hände mit Rissen und Schwielen, Hände, die nie mehr recht sauber werden wollten. Meinem Vater haben diese Hände gefallen. Mein Vater war Bergmann und sah das junge Mädchen, das einmal meine Mutter werden sollte, jedesmal, wenn er einfuhr, am Röstofen stehen. Auf der Grube, inmitten vieler lauter Geräusche von klirrendem Eisen und polterndem Erz, lernte mein Vater meine Mutter kennen, so, wie sie damals war: Schwarz im Gesicht und verschwitzt, müde und gebückt.

Bald wechselte meine Mutter zu einer anderen Grube. Jetzt stand sie am Leseband von morgens bis abends und mußte stundenweit laufen, früh hin und spät zurück und konnte doch keinen Pfennig sparen für die Aussteuer. So groß war zu Hause immer noch die Not. Und eines Tages haben sie doch geheiratet, der junge Bergmann und das junge Mädchen, gerade von der Grube weg. Daheim hatten sie zwei kleine Kammern mit alten, dürrtigen Möbeln. Und in einer dieser Kammern wurde ich geboren.

Das war schon, als mein Vater immer pfeifender hustete und jeden Tag müder und matter von der Grube kam. Nachts hockte ihm die Bergkatze auf der Brust. Viel, viel zu früh, kaum, daß er dreißig Jahre zählte. Was half's? Eines Tages fuhr er nicht mehr ein, lag krank zu Hause und ist krank geblieben, trug, als es ihm besser ging, Zeitungen aus mit viel Mühe und wenig Geld. Meine Mutter stand in dieser Zeit, als sie schon drei Kinder geboren hatte, tagelang an den Waschbütten der Nachbarn. Abends waren ihre armen Hände blau und verquollen.

Meine Eltern haben viel gebetet.

Und wir Kinder waren in der Not zufrieden, trugen Zeitungen aus, sammelten im Wald trockenes Holz und lugten kaum hinüber zu den Nachbarskindern die mit zierlichen Puppen spielten.

Aber wir wuchsen und brauchten mehr Kleidung und Nahrung, so daß meine Mutter eines Tages wieder zur Grube ging, am Leseband stand. Und sie klagte dessen nicht und war fröhlich, wenn sie abends noch am Herd schaffte mit rotem, schweißigen Gesicht.

Uns ging es besser durch der Mutter Arbeit. Die Not hatte sich versteckt und kam doch dann und wann wieder in vielen Gestalten, in Leiden und Beschwerden. Und in all diesen Jahren sah ich meine Mutter morgens gehen und abends kommen, immer müder, immer gebückter, immer älter.

Einmal ging es nicht mehr, zum Glück gerade, als wir, die Kinder, selber flügge waren. Jetzt blieb die Mutter zu Hause, krank und gebrochen von dem großen Opfergang.

Manchmal sitzt sie und strickt und der Faden zerfranst in ihren ausgerauhten Händen. Aber sie ist heute wie damals ihres Lebens froh. Sie ist sogar glücklich...

Daub, Berthold, Siegerländer Heimatkalender, 1953